

**Die Versammlung der Vögel**  
(Mantiq ut-tair)  
nach  
**Farid ud-Din Attar**

Übertragung aus dem Französischen,  
Bearbeitung für Bühne und Regie  
von  
**Michael Hewel**

Begleitheft zur Inszenierung des Jakobus-Theaters im Bluemix  
zusammengestellt von  
Petra Junkert und Marita Papenhagen  
Grafik: Eugen Eliu  
Fotos: Petra Junkert

Karlsruhe, Juni 1998

## Information

- Persische Literatur
- Farid ud-Din Mohammed Attar
- Sufismus

## Karlsruher Fassung

- Inhalt
- Anmerkungen zur Inszenierung
- Nachweise

## Überlieferte Figuren

- Meddah
- Phönix

## Literatur

- Farid ud-Din Attar: Zwei Anekdoten
- Bertolt Brecht: Das Wiedersehen
- Friedrich Schiller: Der Kampf mit dem Drachen
- Gebrüder Grimm: Das Wasser des Lebens
- Stefan Zweig: Johann August Suter, der Entdecker Kaliforniens
- Karat: Über sieben Brücken mußt du gehn

## Arbeitsvorschläge

- Spielidee
- Antworten
- Persönlicher Fragebogen
- Dialog
- Fortsetzung einer Szene

## Persische Literatur

(Islamische Literatur in neupersischer Sprache unter Verwendung der arabischen Schrift)

Das umfangreiche Schrifttum, bei dem die Lyrik die vorherrschende Rolle spielt, ist nicht auf die geographischen Grenzen des Iran beschränkt, sondern wird auch in der Türkei und Nordindien gepflegt. Die traditionelle Lyrik und Prosa der letzten 1 000 Jahre ist erstaunlich lebendig geblieben. Erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts macht sich der Einfluß des Westens auch in der Literatur durch neue Elemente bemerkbar.

Die Anfänge der persischen Dichtkunst, die arabische Formen übernahm, liegen in Ostpersien und lassen sich bis ins 9. Jahrhundert zurückverfolgen. Die vier wichtigsten Gattungen sind das Epos, die *Kasside* (höfisches Lobgedicht), das *Mesnewi* (langes erzählendes Gedicht) und das *Ghasel* (lyrisches Gedicht). Schon im 10. Jahrhundert war das Persische ausgereift und melodisch, wie aus den erhalten gebliebenen Werken des vielseitigen Dichters Rudaki ersichtlich ist, der als Vater der persischen Lyrik gilt.

(aus: „Persische Literatur“, Microsoft® Encarta® 97 Enzyklopädie.)

## Farid ud-Din Mohammed Attar

(um 1150- um 1230)

Persischer Dichter, Arzt und Apotheker, geboren und gestorben in Nischapur, im Nordwesten des heutigen Iran. Attar stand der Tradition der islamischen Mystik (Sufismus) nahe. Von Nischapur aus unternahm er ausgedehnte Reisen durch Ägypten, Turkestan und Indien. Attar war ein äußerst produktiver Schriftsteller. Sein am meisten gelobtes Werk ist die Dichtung *Mantiq ut-Tair* (Vogelgespräche), ein Versepos, das in der Suche einer Vogelschar nach ihrem König, dem Simorg, die Lehre der Sufis darstellt. Weitere bedeutende Werke Attars sind die philosophisch-religiöse Dichtung *Asra-Name* (Buch der Geheimnisse) und das mystische *Elahe-Name* (Buch der Nachtigall). Er schrieb auch Prosawerke, die Biographien und Sprichwörter bedeutender islamischer Mystiker enthalten.

(aus: „Attar, Farid od-Din Mohammed“, Microsoft® Encarta® 97 Enzyklopädie.)

## Sufismus

(Sammelbezeichnung für unterschiedliche Gruppierungen einer bedeutenden islamischen Glaubensrichtung, mit mystischen Traditionen und Riten)

Die Bewegung als solche wurde erst im frühen 10. Jahrhundert begründet, breitete sich allerdings bis Ende des Jahrhunderts bereits über den heutigen Irak sowie die restlichen islamischen Gebiete (Iran, dem Hedjas und Ägypten) aus.

## Was ist Sufismus?

Der Sufismus verfügt über kein festgeschriebenes Glaubensbekenntnis, Traditionen und Praktiken seiner Anhänger weichen beträchtlich voneinander ab. Unabhängig davon teilen die meisten Sufis den Glauben an eine besondere Freundschaft (Walaya) mit Gott. Auch glauben sie an ihre Fähigkeit, eine Art geistige Einheit, Gemeinschaft oder Verbindung mit Gott und der Gnosis, d. h. der unmittelbaren Erkenntnis der göttlichen Wahrheit (Haqiqa), eingehen zu können.

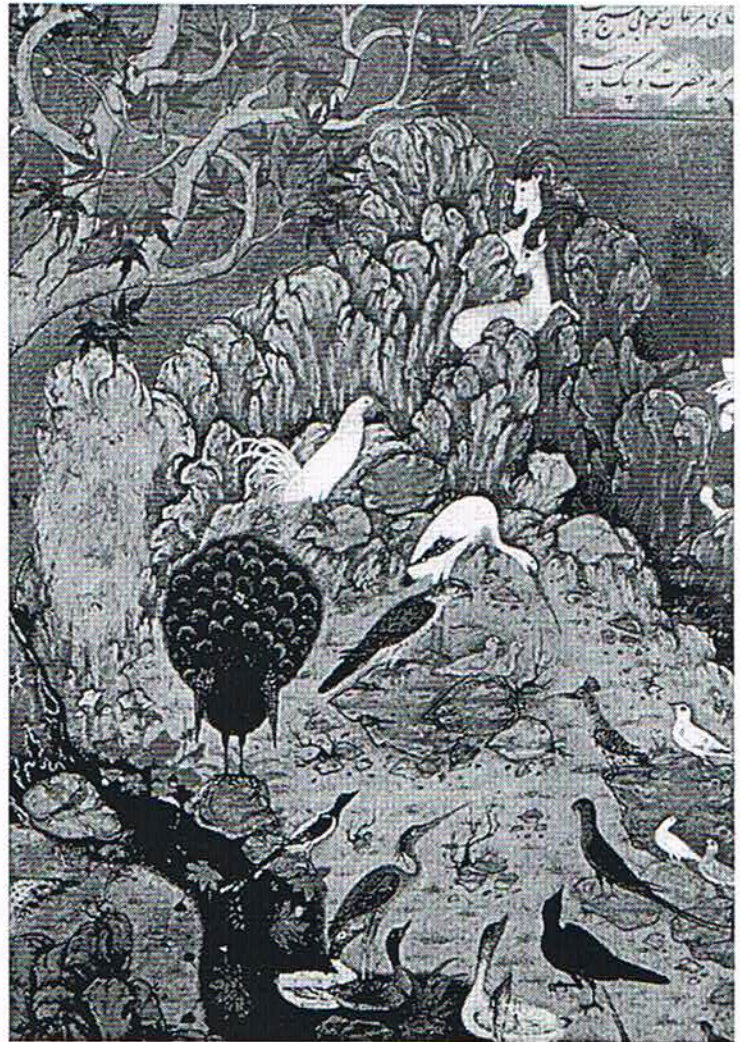
Die Sufis erkennen die geistige Autorität ihrer Meister und deren Bund mit Gott in der Meditation an und glauben, daß es in jeder Generation einen „vollkommenen Meister“ gibt, von dessen Anwesenheit das Weiterbestehen der Welt abhängt. Seine Gegenwart erschließt sich jedoch nur demjenigen, der die volle sufistische Erfahrung erreicht hat, und zwar die Überwindung des eigenen Selbst (Fana), das Überleben mit Gott (Baqaa) und die Gnosis (marifa).

Die Sufis gehen davon aus, daß sie sich aufgrund ihrer höheren Erkenntnis über die bloß die Uneingeweihten betreffenden Einschränkungen des islamischen Gesetzes (Scharia) hinwegsetzen könnten.

(aus: „Sufismus“, Microsoft® Encarta® 97 Enzyklopädie.)

## Inhalt

In dieser persischen Parabel treffen sich 12 Vögel, von denen jeder menschliche Eigenschaften vertritt, zu einer großen Versammlung und beschließen, Simorg, den König der Vögel, dessen Schatten der Ursprung aller Vögel gewesen ist, zu suchen. Der Wiedehopf, der Anführer der Versammlung, ermuntert die anderen, gemeinsam eine Reise zu Simorg zu unternehmen. Der Weg zu ihm sei allerdings weit, gefährlich und mit Strapazen verbunden.



Die Vögel haben alsbald Ausflüchte: so will z.B. der

Falke sein zufriedenes Dasein beibehalten, die Ente schöpft ihre Kraft aus dem Wasser und der Papagei bevorzugt seinen goldenen Käfig. Der Wiedehopf begegnet den Einwänden mit zahlreichen kleinen Geschichten, die die Kleingeistigkeit der anderen illustrieren, so daß die Vögel die Gefahren der Reise schließlich auf sich nehmen.

Sieben Täler müssen sie durchqueren: das Tal der Suche, der Liebe, der Erkenntnis, der Abhängigkeit und Freiheit, der Einheit, der Verwirrung und das der Entbehrung und des Todes. Jedes Tal konfrontiert sie mit ihren eigenen Schwächen: ihre Motivation, ihre Kraft und ihr Wille durchzuhalten werden auf die Probe gestellt.

An der Burg des Simorg angekommen verwehrt ihnen ein völlig gleichgültiger Wächter den Eintritt. Zuerst scheint es, als ob all ihre Mühe umsonst gewesen sei, aber dann erkennen die Vögel, was sie für sich selbst erreicht haben, und sind zufrieden.

## Anmerkungen zur Inszenierung

Attar dachte nicht ans Theater. Sein großes Gedicht ist von der Gottes- und Sinnsuche der islamischen Sufi-Tradition geprägt, Werte und Vorstellungen, die für uns heute so keine Rolle mehr spielen.

Was wir statt dessen sehen: Der leere Raum. Ein paar Requisiten aus dem Theaterfundus. Etwas Licht. Arbeitsatmosphäre. Schauspieler treffen sich zur ersten Probe. Sie erarbeiten ein neues Stück: Eine persische Parabel aus dem 12. Jahrhundert. Auf den ersten Blick eine fremde Welt, eine ferne Zeit. Vögel auf der Suche nach sich selbst.

Keine aufgesetzte Mystik, kein kostümiertes Bühnenallerlei. Theater als konzentrierte Form, Fragen zu stellen. Warum mache ich das? Was ist so existentiell am Spielen? Was hat ein Vogel mit mir zu tun? Was ist eine Theaterfigur? Was will sie von mir? Was kann ich ihr geben? Wie weit geht die Identifikation? Was ist Leben? Was ist Kunst? Wer bin ich?

Das Prinzip aller Schauspielkunst heißt Verwandlung. Ein Lebensprinzip. *Transparenz* ist das Stichwort, das sich als roter Faden durch die Inszenierung zieht. Theater ist keine Folklore, der Orient kein Klischee aus 1001 Nacht. Ein Ensemble zu zeigen, das eine Reise ins Ungewisse wagt, schien uns wichtiger als Schauspieler in bunten Kostümen auszustellen. Der federleichte Flug durchs Leben im Medium des Theaters. Eine theatrale Revue. So wird Theater vielleicht zu dem Ort, an dem am eindringlichsten über das, was wir gemeinhin Schicksal nennen, nachgedacht werden kann. Und es ist auf diesem Umweg Attar womöglich näher als erhabener Schmok oder religiöse Erbauung, die uns nichts angehen, es wären.

Nenn mir einen Grund, warum ich mein Leben aufgeben soll, heißt es im Stück. Nach dieser Antwort wird einen Abend lang gesucht.

## Nachweise

Die erste Übersetzung in eine europäische Sprache erarbeitete der französische Orientalist Garcin de Tassy, sie erschien 1863 in Paris unter dem Titel **Mantic Uttair ou Le Langage des Oiseaux.**

Das Verdienst, Attars Gedicht **Mantiq ut-tair** für die Bühne entdeckt zu haben, gebührt Jean-Claude Carrière, dem Dramaturgen Peter Brooks. Seine Vorlage **La Conférence des Oiseaux** inszenierte Peter Brook mit seinem internationalen Ensemble für das 33. Theaterfestival in Avignon. (Uraufführung am 15.07.1979)

ATTAR

## Vogelgespräche



Die berühmte persische Sufi-Erzählung über die Pilgerfahrt nach Innen

Ansata

Die vorliegende Bearbeitung von Michael Hewel folgt wie die Jean-Claude Carrières der ursprünglichen Übersetzung von Garcin de Tassy.

Sie entstand 1985 und wurde 1998 für die Uraufführung in Karlsruhe noch einmal gründlich überarbeitet. Tassys Text wurde komplett neu (und fast immer sehr frei) übertragen und arrangiert. Außerdem wurde der ursprüngliche Text Attars durch viele Einschübe ergänzt und verändert, um eine aktuelle Interpretation zu erreichen.

Für seine Bearbeitung zog Michael Hewel weiterhin die Linearübersetzung von Renate Doufexis (Suhrkamp 1980), die Prosaübertragung *Vogelgespräche* von Marion Zerbst (Interlaken 1988), die Bühnenfassung von Brigitte Restorff (Schaubühne am Lehniner Platz in Berlin, UA 1997) heran als auch die englische Übersetzung von Afkham Darbandi und Dick Davis *The Conference of the Birds* (London 1984), die einzige dem Regisseur bekannte Arbeit, die Attars Gedicht in paarweise gereimten Halbversen erhalten hat.

## Meddah

Mimischer Erzählkünstler, arab.: maddāḥ (Lobredner).

Im arabischen Raum pries der Meddah ursprünglich das Lob des Propheten und seiner Familie, später das der Könige und Helden der Volkserzählungen. In der Türkei entwickelte sich daraus eine eigene theatrale Kunstgattung.

Die Themen – bevorzugt komische Situationen – wurden dem Alltagsleben entnommen und enthielten nicht selten Kritik an den herrschenden sozialen und politischen Mißständen. Vorherrschende Erzählform war der Dialog. Die Kunst des Meddah beruhte vor allem auf dem *taklit*, der Imitation aller in seiner Geschichte vorkommenden Personen in Gestik, Mimik und Sprache und der Nachahmung von Tierstimmen und Geräuschen. Reiche Gelegenheit dazu boten die Sprechweisen der nichttürkischen Minderheiten des Osmanischen Reichs, z.B. Jude, Perser, Grieche, Armenier, aber auch die Gelehrtensprache und Frauenstimmen gehörten zum Repertoire des Meddah, ebenso typische Lieder verschiedener Bevölkerungsgruppen.

Unentbehrliche Requisiten waren ein Stock, dessen Klopfen den Beginn anzeigte, und ein Tuch, das der Meddah über einer Schulter trug, wenn er es nicht als Turban oder Kopftuch zur Charakterisierung seiner Gestalten um den Kopf wand oder sich mit ihm den Schweiß abwischte.

(in: Theaterlexikon. Begriffe und Epochen, Bühnen und Ensembles. Hrsg. v. Manfred Brauneck u.a., 3. Auflage, Reinbek 1992)

Die Rolle des Wiedehopfes in „Die Versammlung der Vögel“ ist an den Meddah angelehnt.



Probenfoto



# Überlieferte Figuren

## Phönix

Phoenix [griech.] Dattelpalme

Phoenix [engl. 'fɪ:niks] Hauptstadt von Arizona, USA, am Salt River, 340 m ü. d. Meer, 924000 Einwohner, anglikan. und kath. Bischofssitz; mehrere Museen; u.a. Flugzeug- und elektron. Industrie, Erholungsort (Pensionärsstadt Sun City)

Phoenix Sternbild

Phönix (Phoinix) Fabelwesen der Antike mit einer Lebensdauer von 972 Menschenaltern; nach Herodot wurde er im ägyptischen Heliopolis verehrt, wohin er alle 500 Jahre zurückkehrt, um den Leichnam seines Vaters zu bestatten. Diese Schilderung läßt sich auf den ägyptischen Sonnenvogel Benu beziehen, den man sich in adlerähnlicher Gestalt und purpur- und goldfarbigem Gefieder vorstellte. Benu galt als die Verkörperung von Re und Osiris. Die spätere Legende, der zufolge er, wenn er sein Ende nahen fühlt, sich selbst verbrennt und aus der Asche neu entsteht, ist u.a. im Physiologus überliefert und im christlichen Sinn umgedeutet. Seitdem gilt der Phönix als Christussymbol.

(in: Meyers großes Taschenlexikon, Bd. 17, 5. überarb. Auflage, 1995)

## Phönix

(Mythologie), ein heiliger Vogel. Der Überlieferung zufolge verbrennt der Phönix alle 500 Jahre sich selbst und steigt verjüngt wieder aus seiner Asche auf. In der altägyptischen Mythologie verkörperte der Phönix die Sonne, die abends stirbt und am nächsten Morgen wiedergeboren wird. In der frühchristlichen Überlieferung wurde der Phönix als Symbol der Unsterblichkeit und Auferstehung übernommen.

(in: Microsoft® Encarta® 97 Enzyklopädie)

# Überlieferte Figuren

Die Fabel erzählt die Geschichte von Phönix

Phoinix

Der Vogel Phönix; wenn dieser ein Alter von 500 Jahren erreicht hat, baut er sich ein Nest aus Gewürzkräutern und endet sein Leben in Wohlgerüchen. Aus seinem Leib aber geht ein neuer Phönix hervor, der, sobald er kräftig genug ist, das Nest mit dem toten Vater zum Tempel des Sonnengottes in der ägyptischen Stadt Heliopolis trägt (Herodot, Historien II 73; Ovid, Metamorphosen XV 392-407). Daß der Phönix Feuer an sein Nest lege und aus den Flammen neu entstehe, ist eine alte Legende, die der im Mittelalter vielgelesene „Physiologus“ (Kapitel 7) auf Tod und Auferstehung Christi bezieht. „Wie Phönix aus der Asche“ ist noch heute ein geflügeltes Wort, und wenn ein Reparaturbetrieb sich z.B. „Schuh-Phoenix“ nennt, suggeriert er dem kundigen Besucher „Wieder wie neu“. Auch Shakespeares Gedicht ‚Phönix und Taube‘ (1601) setzt die Kenntnis der Sage voraus, genau wie der Wahlspruch der Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, *ex flammis orior* – aus Flammen werde ich (neu) geboren, oder Christopher Frys Komödientitel „Ein Phönix zuviel“ (1946/51).

(in: Gerhard Fink: Who's who in der antiken Mythologie, 4. Aufl, 1994)

Phönix

si morg, wörtlich: dreißig Vögel

(in: „MANTEQ O'T-TAIR“, Kindlers Literatur Lexikan, Band 14, 1974)

## Die Eule erzählt die Geschichte vom Phönix

**EULE räuspert sich:** Der Phönix ist ein bewundernswerter, schöner Vogel, der weit von hier in Hindustan lebt. Er ist ein Einzelgänger, lebt allein, ohne Kinder, ohne Bindung. Sein Schnabel ist ungewöhnlich lang und hart und mit Löchern durchbohrt wie eine Flöte. Jedes dieser Löcher kann einen Ton aussenden, jeder Ton ist ein Geheimnis. Manchmal spielt er auf seinem Schnabel, dann geraten selbst die wildesten Tiere in Verzückung. Der Phönix lebt ungefähr eintausend Jahre, er kennt die Stunde seines Todes genau. Wenn seine Zeit kommt, trägt er Palmwedel zusammen, bettet sich in ihnen und stößt seine klagenden Rufe aus. Er stöhnt vor Kummer und Schmerz, er zittert vor Todesangst wie ein Blatt, daß auch die anderen Tiere in schiere Verzweiflung geraten. Ihre Kräfte schwinden, und viele sterben vom bloßen Betrachten dieses Schauspiels. Sobald der Phönix nur noch einen Hauch des Lebens in sich spürt, schlägt er mit den Flügeln Funken und entfacht in seinen Federn ein Feuer. Es springt auf die Palmwedel über, und bald sind Blattwerk und Vogel nur noch Glut, schließlich Asche. Doch wenn der letzte Funken erloschen ist, erhebt sich ein neuer junger Phönix aus der warmen Asche.

**TAUBE:** Sein Leben ist lang, aber seine Angst ist tödlich.

**GEIER:** Niemand kann dem Tod entrinnen, auch der Phönix nicht.

**EULE:** Aber vielleicht könnte er glücklicher sterben, wenn er weniger klagen würde.

**WIEDEHOPF:** Der Tod ist ein Tyrann, wir dürfen ihn niemals vergessen. Aber das Leben ist zu kostbar, um es vor Angst in einem Käfig zu verbringen.

(in: Die Versammlung der Vögel, Karlsruher Fassung, 1998)

## Farid ud-Din Attar: Zwei Anekdoten

Einer spricht zu einem Mann, der Erde durchsiebt: Mich wundert, daß du etwas suchst, was du nicht verloren hast. Der Mann entgegnet: Noch seltsamer ist, daß ich mich gräme, wenn ich das nicht finde, was ich nicht verloren habe. – Weder finden kann man noch verlieren. Weder reden ist richtig, noch ist schweigen richtig. Du sollst weder das eine noch das andere tun oder sein, du sollst beides zugleich tun oder sein. Was du auch tust oder bist ist falsch.

Ein Sucher durchwandert die ganze Welt und tritt sich dabei die eisernen Schuhe ab, die er sich hat machen lassen. Schließlich kommt er an einen Scheideweg, wo drei Wege abgehen. An dem ersten steht geschrieben: Wenn dieser Weg auch lang und beschwerlich ist, so kommst du doch auf ihm schließlich zurück. An dem zweiten steht: Wenn du diesen Weg gehst, so kann es sein, daß du zurückkommst. An dem dritten steht geschrieben: Wenn du diesen Weg gehst, findest du nicht zurück in alle Ewigkeit. Der Sucher sagt: Da es doch keine Hoffnung auf Hingelangen gibt und nur ewige Hoffnungslosigkeit gibt, werde ich den dritten Weg gehen.

(in: Programmheft der Schaubühne am Lehniner Platz, 1997)

## Bertolt Brecht: Das Wiedersehen

Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: „Sie haben sich gar nicht verändert.“ „Oh!“ sagte Herr K. und erbleichte.

(in: Bertolt Brecht, Geschichten vom Herrn Keuner, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1971)

## Friedrich Schiller: Der Kampf mit dem Drachen

1. Was rennt das Volk, was wälzt sich  
dort

Die langen Gassen brausend fort?  
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?  
Es rottet sich im Sturm zusammen,  
Und einen Ritter, hoch zu Roß,  
Gewahr' ich aus dem Menschentrog!  
Und hinter ihm, welch Abenteuer!  
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer.  
Ein Drache scheint es von Gestalt  
Mit weitem Krokodilesrachen,  
Und alles blickt verwundert bald  
Den Ritter an und bald den Drachen.

2. Und tausend Stimmen werden laut:  
„Das ist der Lindwurm, kommt und  
schaut,

Der Hirt und Herden uns verschlungen!  
Das ist der Held, der ihn bezwungen!  
Viel andre zogen vor ihm aus,  
Zu wagen den gewaltigen Strauß,  
Doch keinen sah man wiederkehren;  
Den kühnen Ritter soll man ehren!“  
Und nach dem Kloster geht der Zug,  
Wo Sanct Johannis des Täufers Orden,  
Die Ritter des Spitals, im Flug  
Zu Rate sind versammelt worden.

3. Und vor den edeln Meister tritt  
Der Jüngling mit bescheid'nem Schritt;  
Nachdrängt das Volk mit wildem  
Rufen,

Erfüllend der Geländers Stufen.  
Und jener nimmt das Wort und spricht:  
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.  
Der Drache, der das Land verödet,  
Er liegt von meiner Hand getödet;  
Frei ist dem Wanderer der Weg,  
Der Hirte treibe ins Gefilde,  
Groß walle auf dem Selsensteg  
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

4. Doch strenge blickt der Fürst ihn an  
Und spricht: „Du hast als Held getan;  
Der Mut ist's, der den Ritter ehret;  
Du hast den kühnen Geist bewähret.  
Doch sprich! was ist die erste Pflicht  
Des Ritters, der für Christum ficht,  
Sich schmüdet mit des Kreuzes  
Zeichen?“

Und alle ringsherum verbleichen.  
Doch er, mit edelm Anstand, spricht,  
Indem er sich errötend neiget:  
„Gehorsam ist die erste Pflicht,  
Die ihn des Schmutzes würdig zeigt.“

5. „Und diese Pflicht, mein Sohn,  
versetzt

Der Meister, „hast du frech verlehrt.  
Den Kampf, den das Gesetz verjaget,  
Hast du mit freilem Mut gewaget!“  
„Herr, richte, wenn du alles weißt,  
Spricht jener mit gesetztem Geist;  
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen  
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.  
Nicht unbedachtlich zog ich hin,  
Das Ungeheuer zu betriegen;  
Durch List und fluggewandten Sinn  
Versucht' ich's, in dem Kampf zu  
siegen.

6. Fünf unsers Ordens waren schon,  
Die Zierden der Religion,  
Des kühnen Mutes Opfer worden:  
Da wehrtest du den Kampf dem  
Orden.

Doch an dem Herzen nagte mir  
Der Unmut und die Streitbegier;  
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte  
Sah ich mich feuchend im Gefechte;  
Und wenn der Morgen dämmernd kam  
Und Kunde gab von neuen Plagen,  
Da saßte mich ein wilder Gram,  
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

7. Und zu mir selber sprach ich dann:  
Was schmückt den Jüngling, ehrt den  
Mann?

Was leisteten die tapfern Helden,  
Von denen uns die Lieder melden,  
Die zu der Götter Glanz und Ruhm  
Erhub das blinde Heidentum?  
Sie reinigten von Ungeheuern  
Die Welt in kühnen Abenteuern,  
Begegneten im Kampf dem Leu'n  
Und rangen mit dem Minotauren,  
Die armen Opfer zu befrei'n,  
Und ließen sich das Blut nicht dauern.

8. Ist nur der Sarazen es wert,  
Daß ihn bekämpft des Christen  
Schwert?

Bekriegt er nur die falschen Götter?  
Gesandt ist er der Welt zum Retter,  
Dort jeder Not und jedem Harm  
Befreien muß sein starker Arm;  
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,  
Und List muß mit der Stärke streiten.  
So sprach ich oft und zog allein,  
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;  
Da flößte mir der Geist es ein;  
Groß rief ich aus: Ich hab's ge-  
funden!

9. Und trat zu dir und sprach dies  
Wort:

Mich zieht es nach der Heimat fort.  
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,  
Und glücklich war das Meer durch-  
schnitten.

Kaum stieg ich aus am heimlichen  
Strand,

Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,  
Getreu den wohlbekehrten Zügen,  
Ein Drachengebilde zusammensügen.  
Auf kurzen Füßen wird die Last  
Des langen Leibes aufgetürmet;  
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt  
Den Rücken, den es fürchtbar schirmt.

10. Lang streckt sich der Hals hervor,  
Und gräßlich, wie ein Höllentor,  
Als schnappt' es gierig nach der Beute,  
Eröffnet sich des Rachens Weite,  
Und aus dem schwarzen Schlund dräu'n  
Der Zähne stachelichte Reih'n;  
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,  
Die kleinen Augen sprühen Blitze;  
In eine Schlange endigt sich  
Des Rückens ungeheure Länge,  
Rollt um sich selber fürchterlich,  
Daß es um Roß und Mann sich schlänge.

11. Und alles bild' ich nach genau  
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;  
Halb Wurm erschien's, halb Molch und  
Drache,

Gezeugt in der giftigen Lache.  
Und als das Bild vollendet war,  
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,  
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,  
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen;  
Die heß' ich auf den Lindwurm an,  
Erhöhe sie zu wildem Grimme,  
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,  
Und lenke sie mit meiner Stimme.

12. Und wo des Bauches weiches Mließ  
Den scharfen Bissen Blöße ließ,  
Da reiz' ich sie, den Wurm zu paden,  
Die spitzen Zähne einzuhaben.  
Ich selbst, bewaffnet mit Geschloß,  
Besteige mein arabisch Roß,  
Von adeliger Zucht entstammet;  
Und als ich seinen Zorn entflammet,  
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los  
Und stach' es mit den scharfen Sporen,  
Und werfe zielend mein Geschloß,  
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

13. Ob auch das Roß sich grauend bäumt  
Und knirscht und in den Zügel schäumt  
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,  
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.  
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,  
Bis dreimal sich der Mond erneut.

Und als sie jedes recht begriffen,  
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.  
Der dritte Morgen ist es nun,  
Daß mir's gelungen, hier zu landen;  
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,  
Bis ich das große Werk bestanden.

14. Denn heiß erregte mir das Herz  
Des Landes frisch erneuter Schmerz;  
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,  
Die nach dem Sumpfe sich verirrtten.  
Und ich beschließe rasch die Tat;  
Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.  
Flugs unterricht' ich meine Knappen,  
Besteige den versuchten Rappen,  
Und von dem edeln Doggenpaar  
Begleitet, auf geheimen Wegen,  
Wo meiner Tat kein Zeuge war,  
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

15. Das Kirchlein kennst du, Herr,  
das hoch

Auf eines Felsenberges Joch,  
Der weit die Inseln überschauet,  
Des Meisters kühner Geist erbauet.  
Verächtlich scheint es, arm und klein;  
Doch ein Mirakel schließt es ein,  
Die Mutter mit dem Jesustabern,  
Den die drei Könige begaben.  
Auf dreimal dreißig Stufen steigt  
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;  
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,  
Erquid't ihn seines Heilands Nähe.

16. Tief in den Fels, auf dem es hängt,  
Ist eine Grotte eingesprengt,  
Dem Tau des nahen Moors befeuchtet,  
Wohin des Himmels Strahl nicht  
leuchtet.

Hier haufete der Wurm und lag,  
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.  
So hielt er wie der Höllendrache  
Am Fuß des Gotteshauses Wache;  
Und kam der Pilgrim hergewallt  
Und lenkte in die Unglücksstraße,  
Hervorbrach aus dem Hinterhalt  
Der Feind und trug ihn fort zum Straße.

17. Den Felsen stieg ich jetzt hinan,  
Eh' ich den schweren Strauß begann;  
Hintmiej' ich vor dem Christustinde  
Und reinigte mein Herz von Sünde.  
Drauf gürt' ich mir im Heiligtum  
Den blanken Schmutz der Waffen um,  
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,  
Und nieder steig' ich zum Gefechte.  
Zurück bleibt der Knappen Troß;  
Ich gebe scheidend die Befehle  
Und schwinge mich behend aufs Roß,  
Und Gott befehl' ich meine Seele.

18. Kaum seh' ich mich im eb'nen Plan,  
Flugs schlugen meine Doggen an,  
Und bang beginnt das Roß zu keuchen  
Und bäumet sich und will nicht weichen;  
Denn nahe liegt, zum Knäu'l geballt,  
Des Feindes scheußliche Gestalt  
Und sonnet sich auf warmem Grunde.  
Auf jagen ihn die flinken Hunde;  
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,  
Als es den Rachen gähmend teilet  
Und von sich haucht den gift'gen  
Wind  
Und-winselnd wie der Schafal heulet.

19. Doch schnell erfrischt' ich ihren Mut;  
Sie fassen ihren Feind mit Mut,  
Indem ich nach des Tieres Lende  
Aus starker Faust den Speer versende;  
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,  
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,  
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,  
Da bäumet sich mein Roß und scheuet  
An seinem Basiliskenblid  
Und seines Atems gift'gem Wehen,  
Und mit Entsetzen springt's zurück,  
Und jezo war's um mich geschehen.

20. Da schwing' ich mich behend vom  
Roß,  
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;  
Doch alle Streiche sind verloren,  
Den Felsenharnisch zu durchbohren.  
Und wütend mit des Schweifes Kraft  
Hat es zur Erde mich gerafft;  
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,  
Es haut nach mir mit grimmen  
Zähnen,  
Als meine Hunde, wutentbrannt,  
An seinen Bauch mit grimmen Bissen  
Sich warfen, daß es heulend stand,  
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

21. Und eh' es ihren Bissen sich  
Entwindet, rasch erheb' ich mich,  
Erspähe mir des Feindes Blöße  
Und stoße tief ihm ins Gekröse,

Nachbohrend bis ans Hest, den Stahl.  
Schwarzquellend springt des Blutes  
Strahl;

Hin sinkt es und begräbt im Falle  
Mich mit des Leibes Riesenballe,  
Daß schnell die Sinne mir vergehn.  
Und als ich neugestärkt erwache,  
Seh' ich die Knappen um mich stehn,  
Und tot im Blute liegt der Drache." —

22. Des Beifalls lang gehemmte Lust  
Befreit jetzt aller Hörer Brust,  
Sowie der Ritter dies gesprochen;  
Und zehnfach am Gewölb gebrochen  
Wälzt der vermischten Stimmen Schall  
Sich brausend fort im Widerhall.  
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,  
Daß man die Heldenstirne kröne,  
Und dankbar im Triumphgepräng'  
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;  
Da faltet seine Stirne streng  
Der Meister und gebietet Schweigen

23. Und spricht: „Den Drachen, der  
dies Land  
Verheert, schlugst du mit tapftrer Hand;  
Ein Gott bist du dem Volke worden —  
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,  
Und einen schlimmern Wurm gebar  
Dein Herz, als dieser Drache war.  
Die Schlange, die das Herz vergiftet,  
Die Zwietracht und Verderben stiftet,  
Das ist der widerspenst'ge Geist,  
Der gegen Zucht sich frech empöret,  
Der Ordnung heilig Band zerreißt;  
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

24. Mut zeigt auch der Mamelud:  
Gehorsam ist des Christen Schmutz;  
Denn wo der Herr in seiner Größe  
Gewandelt hat in Knechtesblöße,  
Da stifteten, auf heil'gem Grund,  
Die Väter dieses Ordens Bund,  
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,  
Zu bändigen den eignen Willen.  
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;  
Drum wende dich aus meinen Blicken!  
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,  
Darf sich mit seinem Kreuz nicht  
schmücken.“

25. Da bricht die Menge tobend aus,  
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,  
Um Gnade flehen alle Brüder;  
Doch schweigend blickt der Jüngling  
nieder;

Still legt er von sich das Gewand  
Und küßt des Meisters strenge Hand  
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke;  
Dann ruft er liebend ihn zurücke  
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!  
Dir ist der härtere Kampf gelungen.  
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn  
Der Demut, die sich selbst bezwungen.“

## Gebrüder Grimm: Das Wasser des Lebens

Es war einmal ein König, der ward krank, und niemand glaubte, daß er mit dem Leben davonkäme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten. Da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte sie nach ihrem Kummer. Sie sagten ihm, ihr Vater wäre so krank, daß er wohl sterben würde, denn es wollte ihm nichts helfen. Da sprach der Alte: "Ich weiß noch ein Mittel, das ist das Wasser des Lebens, wenn er davon trinkt, so wird er wieder gesund: es ist aber schwer zu finden." Der älteste sagte: "Ich will es schon finden," ging zum kranken König und bat ihn, er möchte ihm erlauben auszuziehen, um das Wasser des Lebens zu suchen, denn das könnte ihn allein heilen. "Nein," sprach der König, "die Gefahr dabei ist zu groß, lieber will ich sterben." Er bat aber so lange, bis der König einwilligte. Der Prinz dachte in seinem Herzen: "Bringe ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der liebste und erbe das Reich."

Also machte er sich auf, und als er eine zeitlang fortgeritten war, stand da ein Zwerg auf dem Wege, der rief ihn an und sprach: "Wohinaus so geschwind?" "Dummer Knirps," sagte der Prinz ganz stolz, "das brauchst du nicht zu wissen," und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen bösen Wunsch getan. Der Prinz geriet bald hernach in eine Bergschlucht, und je weiter er ritt, je enger taten sich die Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte; es war nicht möglich, das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er saß da wie eingesperrt. Der kranke König wartet lange Zeit auf ihn, aber er kam nicht. Da sagte der zweite Sohn: "Vater, laß mich ausziehen und das Wasser suchen," und dachte bei sich: "Ist mein Bruder tot, so fällt das Reich mir zu." Der König wollt' ihn anfangs auch nicht ziehen lassen, endlich gab er nach. Der Prinz zog also auf demselben Weg fort, den sein Bruder eingeschlagen hatte, und begegnete auch dem Zwerg, der ihn anhielt und fragte, wohin er so eilig wollte. "Kleiner Knirps", sagte der Prinz, "das brauchst du nicht zu wissen," und ritt fort, ohne sich weiter umzusehen. Aber der Zwerg verwünschte ihn, und er geriet wie der andere in eine Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So geht's aber den Hochmütigen.

Als auch der zweite Sohn ausblieb, so erbot sich der jüngste, auszuziehen und das Wasser zu holen, und der König mußte ihn endlich ziehen lassen. Als er dem Zwerg begegnete und dieser fragte, wohin er so eilig wolle, so hielt er an, gab ihm Rede und Antwort und sagte: "Ich suche das Wasser des Lebens, denn mein Vater ist sterbenskrank." "Weißt du auch, wo das zu finden ist?" "Nein," sagte der Prinz. "Weil du dich betragen hast, wie sich's geziemt, nicht übermütig wie deine falschen Brüder, so will ich dir Auskunft geben und dir sagen, wie du zu dem Wasser des Lebens gelangst. Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwünschten Schlosses, aber du dringst nicht hinein, wenn ich dir nicht eine eiserne Rute gebe und zwei Laiberchen Brot. Mit der Rute schlag dreimal an das eiserne Tor des Schlosses, so wird es aufspringen: inwendig liegen zwei Löwen, die den Rachen aufsperrern, wenn du aber jedem ein Brot hineinwirfst, so werden sie still, und dann eile dich und hol von dem Wasser des Lebens, bevor es zwölf schlägt, sonst schlägt das Tor wieder zu, und du bist eingesperrt." Der Prinz dankte ihm, nahm die Rute und das Brot und machte sich auf den Weg. Und als er anlangte, war alles so, wie der Zwerg gesagt hatte. Das Tor



sprang beim dritten Rutenschlag auf, und als er die Löwen mit dem Brot gesänftigt hatte, trat er in das Schloß und kam in einen großen, schönen Saal: darin saßen verwünschte Prinzen, denen zog er die Ringe vom Finger, dann lag da ein Schwert und ein Brot, das nahm er weg. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin stand eine schöne Jungfrau, die freute sich, als sie ihn sah, küßte ihn und sagte, er hätte sie erlöst und sollte ihr ganzes Reich haben, und wenn er in einem Jahre wiederkäme, so sollte ihre Hochzeit gefeiert werden. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er müßte sich aber eilen und daraus schöpfen, eh es zwölf schläge. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, wo ein schönes, frischgedecktes Bett stand, und weil er müde war, wollt' er erst ein wenig ausruhen. Also legte er sich und schlief ein: als er erwachte, schlug es dreiviertel auf zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen und schöpfte daraus mit einem Becher, der daneben stand, und eilte, daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Tor hinausging, da schlug's zwölf und das Tor schlug so heftig zu, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.

Er war aber froh, daß er das Wasser des Lebens erlangt hatte, ging heimwärts und kam wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er: "Damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals all." Der Prinz wollte ohne seine Brüder nicht zu dem Vater nach Haus kommen und sprach: "Lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder sind? Sie sind früher als ich nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht wiedergekommen." "Zwischen zwei Bergen stecken sie eingeschlossen," sprach der Zwerg, "dahin habe ich sie verwünscht, weil sie so übermütig waren." Da bat der Prinz so lange, bis der Zwerg sie wieder los ließ, aber er warnte ihn und sprach: "Hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz." Als seine Brüder kamen, freute er sich und erzählte ihnen, wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst hätte, die wollte ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden, und er bekäme ein großes Reich. Danach ritten sie zusammen fort und gerieten in ein Land, wo Hunger und Krieg war, und der König glaubte schon, er müßte verderben, so groß war die Not. Da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, womit er sein ganzes Reich speiste und sättigte: und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert, damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz sein Brot und Schwert wieder zurück, und die drei Brüder ritten weiter. Sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger und Krieg herrschten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert und hatte nun drei Reiche gerettet. Und danach setzten sie sich auf ein Schiff und fuhren übers Meer. Während der Fahrt da sprachen die beiden ältesten unter sich: "Der jüngste hat das Wasser des Lebens gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt, und er wird unser Glück wegnehmen." Da wurden sie rachsüchtig und verabredeten miteinander, daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten, bis er einmal fest eingeschlafen war, da gossen sie das Wasser des Lebens aus dem Becher und nahmen es für sich, ihm aber gossen sie bitteres Meerwasser hinein. Als sie nun daheim ankamen, brachte der jüngste dem kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bitteren Meerwasser getrunken, so ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, ka-

men die beiden ältesten Söhne und klagten den jüngsten an, er hätte  
110 ihn vergiften wollen, sie brächten ihm das rechte Wasser des Lebens,  
und reichten es ihm. Kaum hatte er davon getrunken, so fühlte er seine  
Krankheit verschwinden und ward stark und gesund wie in seinen jun-  
gen Tagen. Danach gingen die beiden zu dem jüngsten, verspotteten  
ihn und sagten: "Du hast zwar das Wasser des Lebens gefunden, aber  
115 du hast die Mühe gehabt und wir den Lohn; du hättest klüger sein und  
die Augen aufbehalten sollen, wir haben dir's genommen, während du  
auf dem Meere eingeschlafen warst, und übers Jahr da holt sich einer  
von uns die schöne Königstochter. Aber hüte dich, daß du nichts da-  
von verrätst, der Vater glaubt dir doch nicht, und wenn du ein einziges  
120 Wort sagst, so sollst du noch obendrein dein Leben verlieren, schweigst  
du aber, so soll dir's geschenkt sein."

Der alte König war zornig über seinen jüngsten Sohn und glaubte, er  
hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Und der Prinz verließ den Hof.

Über eine Zeit, da kamen zu dem alten König drei Wagen mit Gold und  
Edelsteinen für seinen jüngsten Sohn: sie waren aber von den drei Kö-  
nigen geschickt, die mit des Prinzen Schwert die Feinde geschlagen  
140 und mit seinem Brot ihr Land ernährt hatten, und die sich dankbar be-  
zeigen wollten. Da dachte der alte König: "Sollte mein Sohn unschuldig  
gewesen sein?" und ... .. er ließ in allen Reichen ver-  
kündigen, sein Sohn dürfte wiederkommen und sollte in Gnaden auf-  
genommen werden.

Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die  
150 war ganz golden und glänzend, und sagte ihren Leuten, wer darauf ge-  
radewegs zu ihr geritten käme, das wäre der rechte, und den sollten sie  
einlassen, wer aber daneben käme, das wäre der rechte nicht, und den  
sollten sie auch nicht einlassen. Als nun die Zeit bald herum war, dach-  
te der älteste, er wollte sich eilen, zur Königstochter zu gehen und sich  
155 für ihren Erlöser ausgeben, da bekäme er sie zur Gemahlin und das  
Reich daneben. Also ritt er fort, und als er vor das Schloß kam und die  
schöne, goldene Straße sah, dachte er: "Das wäre jammerschade,  
wenn du darauf rittest," lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber  
vor das Tor kam, sagten die Leute zu ihm, er wäre der rechte nicht, er  
160 sollte wieder fortgehen. Bald darauf machte sich der zweite Prinz auf,  
und wie der zur goldenen Straße kam und das Pferd den einen Fuß dar-  
auf gesetzt hatte, dachte er: "Es wäre jammerschade, das könnte et-  
was abtreten," lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor das  
Tor kam, sagten die Leute, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder  
165 fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem  
Wald fort zu seiner Liebsten reiten und bei ihr sein Leid vergessen. Also  
machte er sich auf und dachte immer an sie und wäre gerne schon bei  
ihr gewesen und sah die goldene Straße gar nicht. Da ritt sein Pferd  
mitten darüber hin, und als er vor das Tor kam, ward es aufgetan und  
170 die Königstochter empfing ihn mit Freuden und sagte, er wär' ihr Erlö-  
ser und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit  
großer Glückseligkeit. Und als sie vorbei war, erzählte sie ihm, daß  
sein Vater ihn zu sich entboten und ihm verziehen hätte. Da ritt er hin  
und sagte ihm alles, wie seine Brüder ihn betrogen und er doch dazu  
175 geschwiegen hätte. Der alte König wollte sie strafen, aber sie hatten  
sich aufs Meer gesetzt und waren fortgeschifft und kamen ihr Lebtag  
nicht wieder.

*(in: Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläums-Auflage  
1812-1912, Stuttgart und Berlin 1912)*

## Stefan Zweig: *Johann August Suter, der Entdecker Kaliforniens*

1839. Eine Karawane karrt langsam längs der Ufer des Sacramento hinauf. Voran Suter zu Pferd, das Gewehr umgeschnallt, hinter ihm zwei, drei Europäer, dann hundertfünfzig Kanaken in kurzem Hemd, dann dreißig Büffelwagen mit Lebensmitteln, Samen und Munition, fünfzig Pferde, fünfundsiebzig Maulesel, Kühe und Schafe, dann eine kurze Nachhut – das ist die ganze Armee, die sich Neu-Helvetien erobern will.

Vor ihnen rollt eine gigantische Feuerwohle. Sie zünden die Wälder an, bequemere Methode als sie auszuroden. Und kaum, daß die riesige Lohe über das Land gerannt ist, noch auf den rauchenden Baumstrünken beginnen sie ihre Arbeit. Magazine werden gebaut, Brunnen gegraben, der Boden, der keiner Prüfung bedarf, besät, Hürden geschaffen für die unendlichen Herden; allmählich strömt von den Nachbarorten Zuwachs aus den verlassenen Missionskolonien.

Der Erfolg ist gigantisch. Die Saaten tragen sofort fünfhundert Prozent. Die Scheuern bersten, bald zählen die Herden nach Tausenden, und ungeachtet der fortwährenden Schwierigkeiten im Lande, der Expeditionen gegen die Eingeborenen, die immer wieder Einbrüche in die aufblühende Kolonie wagen, entfaltet sich Neu-Helvetien zu tropisch gigantischer Größe. Kanäle, Mühlen und Faktoreien werden geschaffen, auf den Flüssen fahren Schiffe stromauf und stromab, Suter versorgt nicht nur Vancouver und die Sandwichinseln, sondern auch alle Segler, die in Kalifornien anlegen; er pflanzt Obst, das heute so berühmte und vielbewunderte Obst Kaliforniens. Sieh da! es gedeiht, und so läßt er Weinreben kommen von Frankreich und vom Rhein, und nach wenigen Jahren bedecken sie weite Gelände. Sich selbst baut er Häuser und üppige Farmen, läßt ein Klavier von Pleyel hundertachtzig Tagereisen weit aus Paris kommen und eine Dampfmaschine mit sechzig Büffeln von New York her über den ganzen Kontinent. Er hat Kredite und Guthaben bei den größten Bankhäusern Englands und Frankreichs, und nun, fünfundvierzig Jahre alt, auf der Höhe seines Triumphes, erinnert er sich, vor vierzehn Jahren eine Frau und drei Kinder irgendwo in der Welt gelassen zu haben. Er schreibt ihnen und lädt sie zu sich, in sein Fürstentum, ein. Denn jetzt fühlt er die Fülle in den Fäusten, er ist Herr von Neu-Helvetien, einer der reichsten Männer der Welt und wird es bleiben. Endlich reißen auch die Vereinigten Staaten die verwahrloste Kolonie aus Mexikos Händen. Nun ist alles gesichert und geborgen. Ein paar Jahre noch, und Suter ist der reichste Mann der Welt.

1848, im Januar. Plötzlich kommt James W. Marshall, sein Schreiner, aufgeregt zu Johann August Suter ins Haus gestürzt, er müsse ihn unbedingt sprechen. Suter ist erstaunt, hat er doch eben noch gestern Marshall hinaufgeschickt in seine Farm nach Coloma, dort ein neues Sägewerk anzulegen. Und nun ist der Mann ohne Erlaubnis zurückgekehrt, steht zitternd vor Aufregung vor ihm, drängt ihn in sein Zimmer, schließt die Tür ab und zieht aus der Tasche eine Handvoll Sand mit ein paar gelben Körnern darin. Gestern beim Graben sei ihm dieses sonderbare Metall aufgefallen, er glaube, es sei Gold, aber die anderen hätten ihn ausgelacht. Suter wird ernst, nimmt die Körner, macht die Scheideprobe: es ist Gold. Er entschließt sich, sofort am nächsten Tage mit Marshall zur Farm hinaufzureiten, aber der Zimmermeister ist als erster von dem furchtbaren Fieber ergriffen, das bald die Welt durchschütteln wird: noch in der Nacht, mitten im Sturm reitet er zurück, ungeduldig nach Gewißheit.

Am nächsten Morgen ist Colonel Suter in Coloma, sie dämmen den Kanal ab und untersuchen den Sand. Man braucht nur ein Sieb zu nehmen, ein wenig hin und her zu schütteln, und die Goldkörner bleiben blank auf dem schwarzen Geflecht. Suter versammelt die paar weißen Leute um

sich, nimmt ihnen das Ehrenwort ab zu schweigen, bis das Sägewerk vollendet sei, dann reitet er ernst und entschlossen wieder zu seiner Farm zurück. Ungeheure Gedanken bewegen ihn: Soweit man sinnen kann, ist niemals das Gold so leicht faßbar, so offen in der Erde gelegen, und diese Erde ist sein, ist Suters Eigentum. Ein Jahrzehnt scheint übersprungen in einer Nacht: Er ist der reichste Mann der Welt.

Nach acht Tagen ist das Geheimnis verraten, eine Frau – immer eine Frau – hat es irgendeinem Vorübergehenden erzählt und ihm ein paar Goldkörner gegeben. Und was nun geschieht, ist ohne Beispiel. Sofort lassen alle Männer Suters ihre Arbeit liegen, die Schlosser laufen von der Schmiede, die Schäfer von den Herden, die Weinbauern von den Reben, die Soldaten lassen ihre Gewehre, alles ist wie besessen und rennt mit rasch geholten Sieben und Kasserollen hin zum Sägewerk, Gold aus dem Sand zu schütteln. Über Nacht ist das ganze Land verlassen, die Milchkühe brüllen, die niemand melkt, und verrecken, die Büffelherden zerreißen ihre Hürden, stampfen hinein in die Felder, wo die Frucht am Halme verfault, die Käsereien stehen still, die Scheunen stürzen ein, das ungeheure Räderwerk des gigantischen Betriebes steht still. Telegraphen sprühen die goldene Verheißung über Länder und Meere. Und schon kommen die Leute herauf von den Städten, von den Häfen; Matrosen verlassen ihre Schiffe, die Regierungsbeamten ihre Posten, in langen, unendlichen Kolonnen zieht es von Osten, von Westen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen heran, der Rush, der menschliche Heuschreckenschwarm, die Goldgräber. Eine zügellose, brutale Horde, die kein Gesetz kennt als das der Faust, kein Gebot als das ihres Revolvers, ergießt sich über die blühende Kolonie.

Sie schlachten Suters Kühe, sie reißen seine Scheuern ein, um sich Häuser zu bauen, sie zerstampfen seine Äcker, sie stehlen seine Maschinen – über Nacht ist Johann August Suter bettelarm geworden, wie König Midas erstickt im eigenen Gold.

Und immer gewaltiger wird dieser beispiellose Sturm nach Gold; die Nachricht ist in die Welt gedrungen, von New York allein gehen hundert Schiffe ab, aus Deutschland, aus England, aus Frankreich, aus Spanien kommen 1848, 1849, 1850, 1851 ungeheure Abenteurerhorden herübergezogen. Quer über den Kontinent ziehen riesige Karawanen, Menschen aller Rassen und Sprachen, und alle wühlen sie in Johann August Suters Eigentum wie auf eigenem Grunde. Auf der Erde von San Francisco, die ihm durch besiegelten Akt der Regierung zugehört, wächst in traumhafter Geschwindigkeit eine Stadt, fremde Menschen verkaufen sich gegenseitig seinen Grund und Boden, und der Name Neu-Helvetien, sein Reich, verschwindet hinter dem magischen Wort: Eldorado, Kalifornien.

So zieht er sich ganz aus dem Golddistrikt zurück in eine abgesonderte Farm, nahe dem Gebirge, weg von dem verfluchten Fluß und dem unheiligen Sand, in seine Farm Eremitage. Dort erreicht ihn endlich seine Frau mit den drei herangewachsenen Kindern, aber, kaum angelangt, stirbt sie von der Erschöpfung der Reise. Doch drei Söhne sind jetzt da, acht Arme, und mit ihnen beginnt Johann August Suter die Landwirtschaft; noch einmal, nun mit seinen drei Söhnen arbeitet er sich empor, still, zäh und nützt die phantastische Fruchtbarkeit dieser Erde. Noch einmal birgt und verbirgt er einen großen Plan.

1850. Kalifornien ist in die Union der Vereinigten Staaten aufgenommen worden. Unter ihrer strengen Zucht kommt nach dem Reichtum endlich Ordnung in das goldbesessene Land. Die Anarchie ist gebändigt, das Gesetz gewinnt wieder sein Recht.

# Literatur

Und nun tritt Johann August Suter plötzlich vor mit seinen Ansprüchen. Der ganze Boden, so heischt er, auf dem die Stadt San Francisco gebaut ist, gehört ihm nach Fug und Recht. Der Staat ist verpflichtet, den Schaden, den er durch Diebstahl seines Eigentums erlitten, gutzumachen, an allem aus seiner Erde geförderten Gold beansprucht er seinen Teil. Ein Prozeß beginnt in Dimensionen, wie sie die Menschheit vor ihm nie gekannt. Johann August Suter verklagt 17 221 Farmer, die sich in seinen Pflanzungen angesiedelt haben, und fordert sie auf, den gestohlenen Grund zu räumen, er verlangt 25 Millionen Dollar vom Staate Kalifornien dafür, daß er sich die von ihm gebauten Wege, Kanäle, Brücken, Stauwerke, Mühlen einfach angeeignet habe, er verlangt von der Union 25 Millionen Dollar als Schadenersatz für zerstörtes Gut und außerdem noch seinen Anteil am geförderten Gold. Er hat seinen ältesten Sohn, Emil, in Washington die Rechte studieren lassen, um den Prozeß zu führen, und verwendet die ungeheuren Einnahmen aus seinen neuen Farmen einzig dazu, diesen kostspieligen Prozeß zu nähren. Vier Jahre lang treibt er ihn durch alle Instanzen.

Am 15. März 1855 wird endlich das Urteil gefällt. Der unbestechliche Richter Thompson, der höchste Beamte Kaliforniens, erkennt die Rechte Johann August Suters auf den Boden als vollkommen berechtigt und unantastbar an.

An diesem Tage ist Johann August Suter am Ziel. Er ist der reichste Mann der Welt.

Der reichste Mann der Welt? Nein, abermals nein, der ärmste Bettler, der unglücklichste, geschlagenste Mann. Wieder führt das Schicksal wider ihn einen jener mörderischen Streiche, nun aber einen, der ihn für immer zu Boden streckt. Auf die Nachricht von dem Urteil bricht ein Sturm in San Francisco und im ganzen Lande los. Zehntausende rotten sich zusammen, alle die bedrohten Eigentümer, der Mob der Straße, das immer plünderungsfrohe Gesindel, sie stürmen den Justizpalast und brennen ihn nieder, sie suchen den Richter, um ihn zu lynchen, und sie machen sich auf, eine ungeheure Schar, um den ganzen Besitz Johann August Suters zu plündern. Sein ältester Sohn erschießt sich, von den Banditen bedrängt, der zweite wird ermordet, der dritte flieht und ertrinkt auf der Heimkehr. Eine Feuerwoge fährt über Neu-Helvetien hin, Suters Farmen werden niedergebrannt, seine Weinstöcke zertreten, sein Mobiliar, seine Sammlungen, sein Geld geraubt: mit erbarmungsloser Wut wird der ungeheure Besitz zur Wüstenei gemacht. Suter selbst rettet sich mit knapper Not.

Von diesem Schlage hat sich Johann August Suter nie mehr erholt. Sein Werk ist vernichtet, seine Frau, seine Kinder tot, sein Geist verwirrt: nur eine Idee flackert noch wirt in dem dumpf gewordenen Gehirn: das Recht, der Prozeß.

Fünfundzwanzig Jahre irrt dann noch ein alter, geistesschwacher, schlecht gekleideter Mann in Washington um den Justizpalast. Tag um Tag umlagert er den Kongreßpalast, Spott aller Beamten, Spiel aller Gassenjungen, er, dem das reichste Land der Erde gehört und auf dessen Grund und Boden die zweite Hauptstadt des Riesenreiches steht und stündlich wächst. Aber man läßt den Unbequemen warten. Und dort, auf der Treppe des Kongreßpalastes, trifft ihn endlich am 17. Juli 1880 am Nachmittag der erlösende Herzschlag – man trägt einen toten Bettler weg. Einen toten Bettler, aber einen mit einer Streitschrift in der Tasche, die ihm und seinen Erben nach allen irdischen Rechten den Anspruch auf das größte Vermögen der Weltgeschichte sichert.

Niemand hat Suters Erbe bislang angesprochen, kein Nachfahr hat seinen Anspruch angefordert. Noch immer steht San Francisco, steht ein ganzes Land auf fremdem Boden.

(in: *Geschichten für das 8. Schuljahr*. Hrsg. v. Anna Krüger, Diesterweg, Frankfurt)

## KARAT

### Über sieben Brücken mußt Du gehn

Manchmal geh ich meine Straße ohne Blick  
manchmal wünsch ich mir mein Schaukelpferd zurück  
manchmal bin ich ohne Rast und Ruh  
manchmal schließ ich alle Türen nach mir zu  
manchmal ist mir kalt und manchmal heiß  
manchmal weiß ich nicht mehr was ich weiß  
manchmal bin ich schon am Morgen blau  
und dann such ich Trost in einem Lied

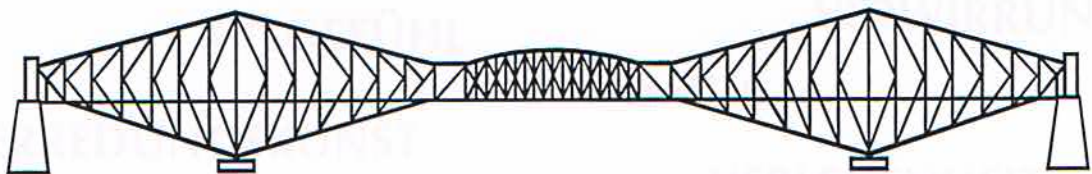
Über sieben Brücken mußt Du gehn  
sieben dunkle Jahre überstehn  
sieben Mal wirst Du die Asche sein  
aber einmal auch der helle Schein

Manchmal scheint die Uhr des Lebens still zu stehn  
manchmal scheint man immer nur im Kreis zu gehn  
manchmal ist man wie von Fernweh krank  
manchmal sitzt man still auf einer Bank  
manchmal greift man nach der ganzen Welt  
manchmal meint man, daß der Glücksstern fällt  
manchmal nimmt man wo man lieber gibt  
manchmal haßt man das was man doch liebt

Über sieben Brücken mußt Du gehn  
sieben dunkle Jahre überstehn  
sieben Mal wirst Du die Asche sein  
aber einmal auch der helle Schein

Über sieben Brücken mußt Du gehn  
sieben dunkle Jahre überstehn  
sieben Mal wirst Du die Asche sein  
aber einmal auch der helle Schein

Über sieben Brücken mußt Du gehn  
sieben dunkle Jahre überstehn  
sieben Mal wirst Du die Asche sein  
aber einmal auch der helle Schein



# Arbeitsvorschläge

## Spielidee: Ich packe meinen Koffer.

*Stelle dir vor, du begibst dich auf eine abenteuerliche Reise. Wähle die sieben Eigenschaften aus, die du für deine Reise benötigst.*

MUT

AUSGELASSENHEIT

EHRGEIZ

ZWEIFEL

ANGST

VORSICHT

RÜCKSICHT

GELASSENHEIT

VERTRAUEN

GLEICHGÜLTIGKEIT

SELBSTÜBERWINDUNG

HOFFNUNG

ENERGIE

SCHAM

REINLICHKEIT

LEICHTSINN

ÜBERMUT

HINGABE

SOLIDARITÄT

WAGHALSIGKEIT

WITZ

SELBSTVERTRAUEN

ZIVILCOURAGE

STOLZ

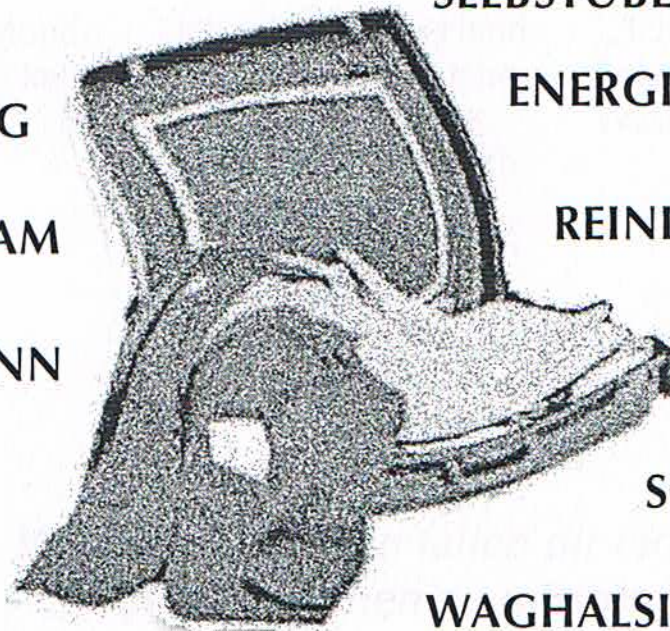
MITGEFÜHL

VERWIRRUNG

EGOISMUS

ÜBERREDUNGSKUNST

VERLEGENHEIT ...



## Der Wiedehopf sagt zu den anderen:

„Der Weg zu Simorg ist weit und beschwerlich, ich kenne keinen, der die Reise gemacht hätte, ohne Federn zu lassen. Viele sind gescheitert. Nur wenige kennen den Weg. [...] Allein traue ich mir die Reise nicht zu. Aber wenn ihr mich begleitet, bin ich sicher, daß wir den Simorg finden.“

## Es antworten ihm ...

**die Nachtigall:**

„Ich liebe den Mond.  
Für Simorg ist da kein  
Platz.“

**der Falke:**

„Ich ruhe auf der Hand  
eines Königs. Ich stehe  
hoch in seiner Gunst.  
Warum sollte ich mich  
nach einem anderen  
König sehnen?“

**die Ente:**

„Ich liebe das Wasser.  
Es bedeutet mir alles.  
Wasser ist Leben.“

*Welche Antworten fallen dir ein,  
um nicht mitgehen zu müssen?*



## Persönlicher Fragebogen

1. Was ist eine Reise? .....  
Welche Arten der Reise gibt es? .....  
.....  
Was ist eine beschwerliche Reise? .....  
.....
2. Wofür bist du bereit, .....  
eine beschwerliche Reise auf dich .....  
zu nehmen? .....  
.....  
Welche Hindernisse mußt du .....  
überwinden? .....  
.....  
.....
3. Warum suchen Menschen .....  
Veränderungen? .....  
.....  
.....  
Warum vermeiden sie sie? .....  
.....  
.....  
.....
4. Was ist dein Simorg? .....  
.....

# Arbeitsvorschläge

## Dialog

*Denke dir zusammen mit deinem Nachbarn/deiner Nachbarin einen Dialog zu dem jeweiligen Thema aus, so daß der vorgegebene Satz darin auftaucht.*

- |                           |   |                                 |
|---------------------------|---|---------------------------------|
| Suche                     | - | Ich möchte etwas.               |
| Liebe                     | - | Ich mag jemanden sehr gern.     |
| Erkenntnis                | - | Ich verstehe vieles.            |
| Abhängigkeit und Freiheit | - | Ich will weg.                   |
| Einheit                   | - | Ich gehöre dazu.                |
| Verwirrung                | - | Ich verstehe überhaupt nichts.  |
| Entbehrung und Tod        | - | Es geht mir furchtbar schlecht. |



Probenfoto

## Fortsetzung einer Szene

**NACHTIGALL:** Hab Mitleid.

**WÄCHTER:** Mitleid? Ich? Wie komme ich dazu? Ihr seid doch wirklich zu blöd. Nichts habt ihr verstanden. Schaut euch an. Wer kann mit euch Mitleid haben? Die Welt ist ein Gefängnis, hier bricht niemand aus. Warum soll es euch besser gehen als all den anderen, die vor euch hier waren oder noch kommen werden? Ich bewache dieses Tor seit dem Anbeginn der Zeit. Ich habe noch niemanden gesehen, der Gnade gefunden hätte. Kehrt um. Geht dahin zurück, woher ihr gekommen seid. Verschwindet!

**ENTE:** Aber wo sollen wir denn hingehen?

**REBHUHN:** Wir haben alles verloren.

**FALKE:** Wir können nicht zurück.

**EULE:** Wir würden verrecken.

**WÄCHTER:** Wen interessiert's ob ihr lebt oder sterbt?

*Erfinde einen Schluß.*

